

(Nachdruck verboten.)

Jakobs wunderbare Reise!

Von Martin Andersen Nexø.

(Autorisierte Uebersetzung von S. Rih.)

Eines Tages mitten zwischen zwei Fahrten nach Deutschland schlich Schiffer Morten Andersen nach Hause und kroch in die Koje. Seine korpulente Frau, die den ganzen Tag über Vesperbrote für sich schmierte, legte das Brotmesser wirklich einmal aus der Hand, trocknete die Finger sorgfältig auf ihrem hervorstehenden Bauch und half den müden Weinen ihres Mannes dann in den Kloben hinauf.

„Es geht Dir wohl nicht besonders, Morten?“ fragte sie teilnehmend.

„Es ist aus mit mir — das ist alles!“ erwiderte Morten Andersen resigniert.

Sie widelte ihm nun die Weine ordentlich ein und ging fort, um das Nötige mit dem Küster, dem Sargtischler und dem Schlächter zu besprechen.

So ruhig und selbstverständlich sich das abspielte, drohte es doch ernstlich in das tägliche Dasein des Städtchens einzugreifen. Es war nicht Sitte, sich gleich zu Bett zu begeben, wenn man bloß ein wenig unpäßig war; legte sich einer vor Schlafenszeit hin, dann bedeutete das schlecht und recht, daß eine Veränderung mit ihm bevorstand. Und Schiffer Morten Andersen war nach Hause geschlichen, die eine Hand hinten auf der Hüfte. Man mußte sich also nach einem andern Führer für die Galeasse Andreas umsehen!

Man hätte meinen sollen, daß es nicht so schwer sein könne, einen Ersatz für Andersen zu finden, wo hier doch jeder sozusagen mit einem Steuerruder in der Hand zur Welt kam. Der Bornholmer ist ebenso selbstverständlich Seemann, wie er Steinarbeiter und Ackerer ist; er wechselt das Gewerbe denn auch gern ein paarmal in seinem Leben. So gut wie alle Ackerbauer und kleinen Handwerksmeister des Städtchens kannten denn auch das Meer und seine Straßen aus eigener Erfahrung; bevor sie aufs Trockne krochen, hatten die meisten von ihnen die chinesischen Meere und die malabarischen Küstengewässer befahren — und zwar in der guten alten Zeit, wo das Fahren noch eine Kunst war. Für uns Knaben war es ein ordentlicher Spaß, den alten, steifbeinigen Häuzen zuzuhören, wenn sie nach beendetem Tagewerk auf der Hafenanhöhe zusammenkamen und den Seglern draußen auf dem Meere eine tüchtige Lektion in der Segelführung und im Kurse erteilten.

Nun aber, wo sich eine ausgezeichnete Gelegenheit bot, zu zeigen, wie eine Schute geführt werden mußte, nun zog sich jeder bescheiden zurück und schob den Nebenmann vor. Alle richtigen Seeleute des Städtchens waren ja auf weiter Fahrt unterwegs — in der heißen Zone oder auf dem Seehundsfang vor Grönland; und es sah beinah so aus, als werde der „Andreas“ mit seiner Ladung Granit den ganzen Sommer über im Hafen liegen bleiben. Dann würde wohl irgend so ein junger Maulaffe, der aus der Ferne zurückkehrte, mit der Ladung nach Deutschland hinüberfliegen — zur Schmach und Schande für die ganze männliche Bevölkerung der Stadt! Sehr angenehm war dieser Gedanke nicht gerade.

Nun findet sich ja überall, wo eine besonders schwierige Aufgabe sich meldet, auch der rechte Mann in der Nähe, der sie zu lösen versteht. Aber damit ist die Sache nicht immer geklärt. Hier hatte man zum Beispiel Jakob. Jedermann wußte, daß Jakob die Fahrt übernehmen konnte, daß das für ihn nicht schwerer war, als ein Priemchen zu nehmen. Jakob hatte in seinen jungen Jahren die Tropengewässer befahren, war Kapitan und Sklavensahrer gewesen, zwischendurch auch einmal Walfischfänger; sein Name stand in dem schwarzen Buch drüben in der Hauptstadt. Das war nun wohl zwanzig oder mehr Jahre her. Jetzt hatte er seinen kleinen Laden zu besorgen und fischte hier und da ein wenig; aber die rauhe Abenteuerlust von einst hing noch an ihm und machte ihn zu etwas Einzigartigem. Für gewöhnlich war er sehr ungesellig, lockte sich selber kein Essen und fischte ohne Gefährten. Eine Frau, die ihm die Ohren hätte vollheulen können, hatte

er nicht, und vielleicht machte ihn das so einsam und sonderbar. Jedenfalls war er es nun einmal und verstand es, gleich großen Leuten, sich durch seine Unzugänglichkeit Respekt zu verschaffen; es fiel niemandem ein, unangemeldet mit ihm anzubinden.

Es sah aus, als ob Jakob beständig Hochspannung sammelte, während andere von Stunde zu Stunde ihren Dampf in kleinen Stößen von sich gaben. Denn wenn er endlich die Schweigsamkeit abschüttelte und sich unter die Leute mischte, dann entfuhr seinem Halse ein festlicher Strom von großen Worten, die das kleine Krähwinkel dem drückenden Alltag enthoben und in direkte Verbindung mit der weiten, abenteuerreichen Welt brachten.

Es war, wie gesagt, etwa zwanzig Jahre her, seitdem er sich da draußen herumgetummelt hatte; aber wenn Jakob den Mund auftrat und vom Meere zu sprechen begann, dann schwieg ein jeder und schrumpfte zu einem Nichts zusammen. Jakob glich dem Walfisch, der auf leichtes Gebiet gespült wird; immer noch umgab ihn die See. Was für verfluchte Laten hatte er seinerzeit vollbracht, an was für haarsträubenden Abenteuern teilgenommen! Viel zu vollbringen war ja nicht in dem Städtchen; aber Jakobs einstige Laten reichten aus, um die Erwachsenden in ihren Mußestunden zu beschäftigen und zu unterhalten und um uns Jungen Mut zum Wachsen zu geben.

Wenn Jakob am Morgen an den Strand ging — Sommer und Winter trug er die dicht behaarte Brust nackt —, dann war es, als segle ein vollgetakeltes Fahrzeug an den kleinen Fenstern vorbei, in dessen Kielwasser die seltsamsten Begriffe und Erlebnisse aus der weiten, weiten Welt folgten. Alles, was die junge Mannschaft des Städtchens ir. Lauf der Zeiten draußen auf dem Meere erlebt hatte — und viel mehr noch —, konzentrierte sich in eigentümlicher Weise in Jakob. Er war es, der — als die Haifische im Stillen Ozean den Koch fraßen — über Bord sprang, das Messer zwischen den Zähnen, und nun in den Schwarm hineintrieb, so daß die kleine Meeresbucht hinter den Koralleninseln ganz im Blute schwamm. Und er war es auch, der mehrere Jahre lang Gefangener der Königin Pomare war, der sie heiratete und über eine ganze Insel voller Menschenfresser regieren mußte. Die Königin Pomare trug stets die kostbarsten Tätowierungen und fraß ihre eigenen Kinder, sobald sie drei bis vier Wochen alt waren; da war Jakob also in eine schöne Wirtschaft hineingeraten! O ja, er hatte mancherlei durchgemacht! Er hatte versucht, an der Felsenküste von Südamerika zu stranden, und wurde von Cowboys mit langen Laffos ans Land gerettet; und er war es, der die Barke mit glücklicher Hand durch den Strudel führte — da, wo das Weltmeer in den Abgrund stürzt.

Niemand wußte von seinem Treiben auf dem Meer eigentlich mehr, als was er selber erzählte; wenn er mitteilbar war — aber das war auch genug. Jakob gehörte nicht zu den Leuten, die sich auf Zeugen beriefen, sich in eine Diskussion einließen oder auch nur gestatteten, daß man ihre Behauptungen anzweifelte; die bloße Möglichkeit war von vornherein ausgeschlossen. Wenn Jakob sagte, so und so sei es, dann war es auch so; die wildesten Unwahrscheinlichkeiten wurden in seinem Munde zu alltäglichen Ereignissen.

War es also so wunderbar, daß sich die Gedanken aller Bewohner des Städtchens Jakob zuwendeten, als die alte Galeasse im Hafen lag und unter dem Druck ihrer Steinladung Wasser zog? Jakob konnte ja das Fahrzeug führen... so leicht, wie er ein Priemchen nahm. Aber niemand wagte es, ihm eine Andeutung zu machen, ihm auch nur mit den Augen zuzublinken. Den Hohn durfte man ihm nicht bieten. Eine Korvette war „Andreas“ ja nun einmal nicht!

Doch eines Morgens machte sich alles ganz von selbst. Es war, als habe der gesegnete nächtliche Schlaf auch das ausgerichtet, wie so vieles andere Gute im Städtchen. Der Teufel mochte wissen, wie das Gerücht aufkam; jedenfalls erzählte man sich in jenem Morgen, Jakob wolle die Galeasse nach Deutschland führen.

Die Sache war ungeheuer spannend, und man warf Jakob von allen Seiten verstoßene Blicke zu. Vielleicht war doch noch dies und jenes zu besprechen, so tüchtig Jakob auch war; denn die anderen waren ja auch nicht etwa Idioten auf See-

männlichem Gebiet. Der eine oder andere wagte eine Annäherung, aber Jakob leuchtete ihm schön heim. Nach Deutschland, ha! Madam Jungemann ging jeden Tag über die Straße, um Milch zu holen, und passierte dabei zwei Rinne-
steine. . . An sie mochte man sich wenden.

Da schwiegen die Leute, weil es nun mal nicht anders ging — und freuten sich riesig. Alle die Reisen, die Jakob unternommen hatte, waren hervorragende Taten gewesen; Märchenlust umwitterte sie alle. Auch aus dieser Fahrt nach Deutschland würde Jakob sicherlich etwas Besonderes machen.

Wie gewöhnlich stand Jakob in seinem Laden — bis zum Samstagabend. Dann steckte er den Schlüssel in die Tasche und ging zusammen mit dem Rätter Raas an Bord. Raas hatte einmal als Küchenjunge ein paar Fahrten gemacht und verstand es, deutsche Klöße zu kochen.

Das ganze Städtchen war auf den Beinen, als die beiden in See stachen. Nun sah man Jakob also endlich einmal in Tätigkeit! Alle Welt hatte ja einen so hohen Begriff von ihm. Und das mußte man sagen: er enttäuschte die Erwartungen nicht. Wie Donnerschläge rollten die Kommandos von seinen Lippen; und es war das reine Wunder, wie der lahme alte Raas auf sein Geheiß springen konnte.

Als „Andreas“ gut in See war und den Wind frei vom Lande fang, bestimmte Jakob den Kurs und wies dem alten Raas seinen Platz am Steuerruder an.

„Nur immer den Kurs halten!“ ermahnte er. „Beim Steuern richte Dich nach den Sternen; und wenn die Dich im Stich lassen sollten, dann hast Du ja die Masten. Und wenn Du Deutschland in Sicht bekommst, dann purr' mich raus!“ Nach dieser Predigt ging er wie ein Fregattenkapitän schlafen so seelenruhig, als stöbere er in seiner Mutter Truhe herum.

Raas steuerte vorwärts und spähte unentwegt nach Deutschland aus. Die Sterne kamen ein bißchen in Unordnung, aber er hielt sich an die beiden Topps und dachte so manches Mal voller Bewunderung an seinen prächtigen Kapitän unten in der Koje. Die ganze Nacht hielt er getreulich und unermüdet Ausschau; und als die Morgendämmerung sich mit weißem Nebel meldete, so daß er gar nichts mehr sehen konnte, da lauschte er angestrengt. Raas verstand sogar ein bißchen Deutsch und war kein Zweifler und Zauderer; er würde es schon merken, wenn sie an Ort und Stelle wären.

Schließlich hörte er vorn ein Geräusch. Undeutlicher Lärm wie von menschlichem Verkehr drang zu ihm herüber. Er stampfte aufs Deck auf, und bald darauf kam Jakob im Mantel zum Vorschein.

„Na, da wären wir ja angelangt!“ sagte Jakob und lauschte landeinwärts. „Ich wußt' es ja, Hörst Du's, Raas — das ist deutsches Treiben! Das beste ist, wir lassen den Anker fallen, bis die Sonne durchbricht.“

Raas überließ Jakob das Steuer und wadelte zur Ankerwinde hin; bevor der Anker aber den Boden erreichte, stießen sie auf den Grund.

„Hoho!“ rief Jakob. „Wir sind Deutschland zu nah auf den Leib gerückt! Ha, dann loten wir, Mann! Lotleine klar!“

Raas humpelte mit dem Lot von Kelling zu Kelling; er war ganz starr vor Bewunderung. Der Jakob, dieser Teufelskerl, wußte sich stets zu helfen! An allen Ecken und Enden maß Raas die Tiefe aus und konnte ganz genau sagen, wie sie lagen. Dann setzten sie sich beide auf die große Luke, zündeten die Pfeifen an und warteten darauf, daß der Nebel sich heben würde.

Von Zeit zu Zeit tauschten sie ihre Meinung aus über die Laute, die vom Lande herüberklangen, und über die Arbeiten und Vorrichtungen, die wohl dahinter stecken mochten.

„Die Schiebkarre da pfeift affkurat so wie dem Rasmus Kjoller seine,“ sagte Raas auf einmal und horchte hinüber. „Ich gäh' was drum, wenn wir erst wieder wohlbehalten zu Hause wären.“

Die Leute am Lande sprachen ganz ruhig, aber man konnte die Worte nicht verstehen. „Das ist Deutsch,“ sagte Jakob. „Es hört sich immer so an, als hätten die Kerls eine warme Kartoffel im Munde.“

Jetzt tauchte die Kirchturmspitze hoch überm Lande aus dem Wasser auf.

„Herrgott, sieh mal,“ rief Raas, „der Wetterhahn da hängt ja an einer Behe — ganz wie der bei uns zu Hause!“

„Töfjes, Du hast recht! Und sieh Dir doch mal den Molentopf an, Raas! Den haben sie uns auch nachgemacht, nur zehn Ellen länger gebaut.“

Der Nebel hob und hob sich, und langsam erstand vor ihren verblüfften Augen ein Städtchen, genau so wie das ihre daheim, mit dem Strandweg, mit Marthes blühendem Gölunder und allem andern. Und an einem Giebel, der aufs Haar Schiffer Morten Andersens Giebel glich, waren außen vor die Fenster Laken genagelt. Es war wie ein Traumbild. Und Raas öffnete den Mund, um etwas zu sagen. Jakob folgte diesem Beispiel. Aber sie kamen nicht dazu, sahen bloß mit offenem Munde da und gloßten einander an. Am Lande erschienen immer mehr Leute; und alle, alle waren ihnen bekannt.

Ein grauer Streifen lief über Jakobs Gesicht hin; schwerfällig stand er auf und fierte das Heckboot hinab. Raas getraute sich nicht, ihn anzureden, kroch still hinter ihm in die Jolle hinunter und ruderte das Boot ans Land. Dicht aneinander gepackt wie eine Landwehr, standen am Strande die Leute, doch Jakob durchquerte die Menge und ging schnurstracks nach Hause. Und keiner wagte ein Sterbenswörtchen zu ihm zu sagen. Man lachte nicht einmal.

Mit der Zeit aber, je mehr man das Ganze aus der Entfernung ansah, begann Jakob selber davon zu reden; und da man es nun einmal nicht gewohnt war, ihn zu korrigieren, bekam die Sache ihre besondere Form. Jakob war eben ein Teufelskerl, und nach und nach glitt seine Fahrt nach Deutschland mit einer Steinladung und wieder nach Hause zurück in einer Nacht in die Reihe seiner übrigen abenteuerlichen Taten, und zwar als die wunderbarste von allen!

Gold.

Eine Matrosenkneipe einer kleinen Seestadt. Da kommen alle paar Tage die Afrika- und Amerikasahrer, werfen eine Handvoll Passagiere, auch Schiffsleute an Land, geben einige Kollis und Frachtstücke mit ihrem Hebebaum über und fahren weiter. Die Ankömmlinge drehen sich dann erst mehrere Tage lang durch die Kneipen und Gassen, sich an das Festland zu gewöhnen, ehe sie ins Innere verholt werden. Man höre nachts ihre Schreie der Lust, Schwarzwaldliedstücke mit Englisch und fremdem Abfall gemengt — und bis sieben oder acht früh lärmen Phonographen, die sie aber überschreien. Es ist nichts Böses oder Häßliches an ihnen — die in langer Fahrt und Disziplin unterdrückte oder gehaltene Lust muß sich ausbreiten.

Sie setzen sich meist in einem Lokal besonders fest und bilden dort, auch wenn Einzelne fortgehen, Neue hinzukommen, ständige Gruppen, deren Geschichten, Scherze und Streitigkeiten einen gewissen Zusammenhang behalten. Hier haben wir eine vor uns:

Da ist der wichtigste: Ein Dicker mit vollem Gesicht, gedunsen, daß man merkt, er hat allezeit mächtig in den Magen Flüssigkeiten edler wie unedler Art gepumpt. Er ist weichlich gequollen. Seine Rippen hängen überdrüssig herab — er ist reich gelleidet, obgleich die schönen Stoffe in der Nähe zerfasert aussehen und es auch sind. Er hat Augen, die immer etwas Feines zu suchen scheinen, dem er nachsinnt, und wenn er dazwischen auffährt und sein Glas Bier oder Schnapsgemisch herabschluckt, ist es wie ein Faustschlag, den er etwas Quälendem aus seinem Leben verjagt. Zerstreut und lärmend, mit scheinbarer Lustigkeit wirft er seine Broden in das Gespräch, das er leichter beherrscht als die übrigen. Er kommt aus Amerika zurück oder Labrador oder Patagonien.

Dann ein zweiter, recht ein Gegenstück. So hager und elend, verzehrt von Sorgen, wie der andere von Genuß und Wohlleben gequollen. Er trinkt fast nichts und spricht wenig, aber heizend.

Mitten drinnen einige feste Seeleute, die sich immer „verdamm't“ wohl fühlen, feste noch einen „Quadranten“ verlangen und in glücklichem Lächeln zuhören.

Endlich ein junger Bursche, mit der Schiffsjungenpudelmilche — mächtig froh und zuverlässig in die Welt sehend und sehr neugierig auf die Zukunft. Er wollte nach drüben und wartete auf seine Papiere.

„Ja — das möchte ich mal“, fiel er mit seiner Knabenstimme ein, als die anderen vom Reichsein gesprochen hatten, „das möchte ich einmal — so viel haben, daß ich machen könnte, was ich wollte.“

Der eine Seemann lachte und stieß seinen Kameraden an; nun lachten beide und leerten ihr Glas. „Der Kerl ist gut, nicht Gannes? Aus Dir wird noch was, mein Junge.“

Der Dicke aber sah den Burschen an, recht warm, als ob er ein schönes Wort gehört hätte.

Der Hagerer lachte gar nicht, sondern erzählte ganz langsam, als ob er jedes Wort dem Jungen als ein Saat Korn einbrüden wollte: wie er als Knabe trotz unfäglicher Entbehrung in sich den einen Wunsch genährt hätte, einmal doch ein Glas Wasser bis oben an mit Zuder trinken zu können. Das erfüllte sich bei ihm nicht; aber ein Kamerad, dem er sich mitteilte und der gleichfalls die Herrlichkeit des Ersehnten begriff, setzte es auf Ferien bei einer verheirateten Schwester durch. Er konnte sein Glas mit so viel Zuder

fällen als er nur wollte. Zurückgekehrt, berichtete er dem Freund, daß es gar nicht schön wäre, ein Glas Wasser mit so viel Zucker, aber er hätte ihm nicht geglaubt und sehnte sich weiter danach, bis er es hatte und — pui Teufel sagte. Es schmeckte wirklich nicht.

Die Schiffer lachten sehr. „Das soll wohl schlecht schmecken, so ein Topf mit Zucker, nicht, Hannes?“ Und der lachte noch lauter, und sie tranken ihren Grog aus.

Der Junge verstand nicht — was ging ihn das Zuckertwasser an —, wollte er denn so was? Er wiederholte es. „Ich möchte doch so viel Geld haben und wie die Reichen leben, Kutsche fahren und erster Klasse — und ein Automobil und Gärten, so wie die Leute drüben alle.“

Diesmal lachten die beiden Seeleute nicht — sie hielten ihren warmen Grog unter die Nase und dachten wohl nach. Das Lied gefiel auch ihren Ohren oder war ihnen einmal lieb gewesen. Der Hagere erzählte diesmal nichts. Er stieß an das Glas des Diden und lächelte ironisch. „Das ist ja wohl Ihr Fall, was, Doktor?“

„Ist er auch“ — sprang der hoch und schmiss das Glas auf die Diele. Hol der — Ihre Vernunft und Moral. Recht hast Du, Junge. Gold ist alles — ist das einzige —, wie da die Leute springen — und zittern. Man kann mit ihnen machen, was man will, sie müssen ja — ich hab Gold, Macht — haba. Und dann die Schlemmerei — ach — seine Lippen zogen sich lustern zusammen — der Sekt und Artischocken und die Weiber — ach —“

„Aber bekommen Sie es nicht über“, fragte langsam der Hagere? „Ich fand, daß ein Vergnügen keines ist —, wenn man es alle Tage hat, und daß Ihr Sekt wie Selters schmeckt, wenn man ihn so reichlich trinkt. Und so ist es mit allem —“

Der Junge saß mit gekniffenen Augen und blickte wohl in die Sonne der Zukunft, die ihm hinter den Worten des Diden aufging.

„Was, über?“ fragte heftig der Dide, haben Sie eine Ahnung — und das ist es doch nicht allein. Die Pferde, die Kleidung, die Gesellschaft —“

„Nun, die ist so wie jede. Ein bißchen anders von außen, aber immerlich Geschwätz, Gezänk, Eitelkeit und Schwindel, was soll da schön sein? Sie mühten das doch nun allmählich wissen, Sie waren doch reich?“

„Neben Sie doch nicht“, wandte der andere ärgerlich ein — „ich reich, die paar Hunderttausend — was ist das! Millionen müßte man haben, dann wollte ich sie unterkriegen, diese Bande.“

Der Junge, der bei den Hunderttausend groß aufgesehen hatte, verlor nun doch seine Schwungkraft — er sah hoffnungslos die beiden an. Die Seeleute hörten auf so was gar nicht mehr hin. Sie klopfen sich gegenseitig zu jedem Schluck auf die Schulter oder Schenkel, stopften die Pfeifen und schluderten in Liebe und Eintracht ihren Grog und waren froh.

„Also, wenn Sie Millionen hätten?“ fragte spöttisch der Hagere?

„Oh, dann wollt ich aufkaufen und Schiffe beladen und nach Island und überall hin schicken und viel Geld lösen und dort laden und wieder dort verkaufen, wo es hoch im Preise ist — Mensch — haben Sie eine Ahnung, was ich für Geld machen würde.“

„Aber weshalb wollen Sie so fürchtbar viel Geld? Wenn Sie Freude an Expeditionen, an Barentausch über See haben, gut — das ist eine nützliche Tätigkeit wie jede. Aber Sie wollen doch nur das Gold —? wozu denn?“

„Ja — will ich auch. Immer mehr. Alles muß mein sein, alle müssen mir gehorchen. Ich kann sie dann totmachen, kaput machen, wenn ich will —“

„Also deshalb?“ Der Dide gab keinen Laut mehr, er bekam einen Anfall, unter dem sein ungeheurer Körper fürchtbar erbebt — warf einige Silberstücke hin und ging fort.

Die Zurückgebliebenen schwiegen eine Weile. Dann sah der Hagere den Jungen an, und der sagte trotzig: „Dennoch möchte ich reich sein — ich will ja gar nicht Leute kaput machen, — aber leben, genießen —“

„Das ist schon recht, das soll wohl ein jeder wollen, sich zu verbessern, Freude an seiner Lebensarbeit haben — aber dazu hilft Dir das Geld doch nicht.“

„Nicht, was sonst?“

„Das nützt Dir gar nichts. Wenn ich Dir jetzt Hunderttausend geben würde, würdest Du so elend sein und werden wie zuvor. Du hättest, was Du wünschtest — aber es hätte nach kurzer Zeit nicht mehr Wert als Deine Groschen, die Du heute hast.“

„War Vergen so reich und wurde er so elend wie er reich war?“ fragte der Junge.

„Ja — die Familie ist ruiniert durch das viele Gold, das auf sie wie Gewitterregen fiel. Er macht nicht mehr lange und nun sind sie alle so elend wie zuvor.“

„Ja — das mußt Du erzählen, das höre ich gern nochmal, wie die Vergens erbten. Donner Schlag, ich glaube fünfmal und jedesmal mehr, nicht Hannes?“ sagte der eine Seemann und ermunterte mit einigen liebevollen Stößen den einschlafenden Kameraden.

„Jaa —“ erwachte der — „ja — die Erbschaften, ja das war doll“, sagte er auch und suchte aus dem Glas noch einige Tropfen zu saugen.

„Fünfmal?“ fragte der Junge — er war ganz erregt vor einer solchen Möglichkeit.

„Nun, das ging so,“ erklärte der Hagere. Da war der Alte, sein Großvater, der war ein tüchtiger Schlosser und hatte seine Groschen und ein Häusgen und gutes Ansehen. Er machte sich aber nichts aus dem Ansehen, das ihm seine Tüchtigkeit gab, er wollte etwas Feines sein. Und wenn er es nicht mehr konnte; so sein Sohn. Der müßte keinen Ruchmittel haben und nichts, was ans Handwerk erinnert, auch nicht Ingenieur, sondern ein Doktor, und müßte Schmiss im Gesicht haben und bunte Mützen tragen, wie es des Bürgermeisters Sohn tat. Das war wohl nichts Schlimmes, daß er den Sohn mehr lernen ließ, als er es konnte, er dachte jedoch weniger an das Lernen, als den feinen Schein. Er hatte aber nicht genug Geld und die feinen Korps nahmen den Sohn nicht und die kleinen Jogen so an den Taschen, daß der Vater sich sehr härmte und der Sohn auf bestem Wege war, fleißig zu arbeiten, weil er nicht den Lumpentram der reichen Duden mitmachen konnte. Auch stieß man sich an dem simplen Handwerker.

Da starb ein ferner Vetter, und auf den Schlosser kamen gute Zehntausend. Er warf seinen Schurz hin, nannte sich Rentier — und nun konnte sein Sohn in ein Korps und bekam das bunte Zeug, und konnte frech und eingebildet alle Leute mit Verachtung ansehen, die nicht aus anderer Tasche lebten, sondern arbeiteten. Der Sohn trant, wie es sich für einen „flotten Durck“ gehört — und kam in sein Lehramt, und da der Vater ihm alles für die Studenten-Spielerlei gegeben hatte, blieb ihm nur sein Gehalt, und das war so mäßig, daß er wohl oder übel ordentlich leben mußte, und dank einer gewissen Fähigkeit sogar gute Aussichten hatte, bald Direktor zu werden.

Aber er hatte Unglück, er erbte. Diesmal gut das Dreifache, also 30 000, von seines Vaters Bruder, der auf den noblen und gebildeten Kessen immer stolz war und sein übriges tun wollte.

Der bekam nun ein hochfahrendes Wesen, und hatte der Direktor schon halb eingewilligt, ihn als Schwiegersohn anzunehmen, so verachtete er nun derlei und wollte in eine der Adelsfamilien, zu denen er aus der Studentenzeit Beziehungen hatte.

Er schluckte alle die Verachtung, Duldung und Ironie der Leute mit dem „b.“ herunter, um einmal auch so die Bürger und Handwerker mit Verachtung behandeln zu können. Das stach in den Bergens einmal drin, das war ihr Ideal.

Aber zu solchem Verkehr gehört Auftreten. Er mußte auch so tun können, als ob er sein Geld gestohlen hätte, also mit noblem Gesicht und vollen Händen ausgeben, immer etwas mehr bezahlen als das Volk, damit es vornehm ausähe und dieses sich armselig und niedrig vorkommt.

Dazu reichten die Dreißigtausend nicht. Er hatte Not und Sorgen, Gläubiger aller Eden und wußte nicht, wohin er sehen sollte, und sein Amt sahen verloren, da er nachlässig und gleichgültig wurde. Er mußte einlenken, sich einrichten und brachte seine Position wirklich bald wieder ins Gleichgewicht. Er hatte aber ein kleines Kapital bei der Bank gelassen und durch Spekulation hatte sich das verzehnfacht. Dazu kam ein abermaliges Erbe, der Onkel war nun gestorben, und auf den Doktor kamen nach Auszahlung einiger Legate für Arme noch genug, daß er abermals die Solidität ausgeben und den großen Herrn spielen konnte. Diesmal bekam er das Fräulein mit der Krone, und er mußte sie nun nach seiner Meinung in der großen Lieblichkeit adeliger Wirtschaft erhalten und jagte und hezte sich ab, um sein Geld zu vermehren; denn soviel er hatte, es war immer zu wenig, für das, was er gleich dafür wollte.

Nun mußte er doch ein Schloß mieten, mußte viele Leute, Diener haben und Wagen haben; und er lebte in Angst und Sorge, zitterte vor jedem Verlust bei der Bank, und all die Gemüße des Reichums schmeckten ihm gar nicht in solcher Sorge — auch kam es ihm zuletzt vor, als ob die Leute nur so ehrsüchtig täten, wenn er bei ihnen vorfuhr, um sein Geld, seine Aufträge zu erhalten, und die Nase rümpften, wenn er kehrt machte.

Das war auch wirklich so, denn allenorts nimmt man wohl das Geld, aber achtet und ehrt doch nur die Tüchtigkeit; deshalb zogen die Bergens in die Großstadt und dachten da, wo auch niemand etwas von der Herkunft wußte, eine Rolle zu spielen.

Aber die Stadt verschlingt viel, wer nur Geld ausgeben kann, ohne welches zu erarbeiten; und zuletzt mußte er sich, um Frau und Knaben ernähren zu können, abermals auf seine Tätigkeit als Pädagoge verlassen. Und er erzog seine Söhne und man begann trotz der Verarmung ihn mit Achtung und Freundlichkeit zu behandeln. Dieses halbe Jahr in einem Vertortlandhaus war das letzte Glück.

Sie erbten zweimal hintereinander aus der Familie der Mutter, viele Hunderttausend. Die Jungens machten, was sie wollten, sie verloren alle Arbeitslust und Fähigkeit. Nicht einmal zum Studium kamen sie —, man jagte sie von der Schule, da sie der Vater an allem Schweigen teilnehmen ließ, weil er dem Reichtum nicht gewachsen war. Das Gold warf sie hin und ber und erfüllte sie mit Ueberdruß, den sie durch andere Gemüße zu vertreiben suchten. Als er einmal auf einen Schlag Hunderttausend verlor, die sein Sohn mitnahm, hängte er sich auf, wie ein armer Verhungerner, am Bettposten.

Die Jungens hatten doch noch genug, aber sie blieben bei der Sucht, mehr zu machen, ganz gleich wie — nur des Besitzes und des Machtgenußes halber — sie hatten nie etwas gelernt und liegen

sich in jederlei Geschäfte locken, die Gold versprochen. Ohne Sachkenntnis versanken sie — den einen nahm das Gefängnis und tötete ihn, der andere geht eben in seine Heimat, er hatte ein amtliches Papier — ich glaube — er erbt — vielleicht 1000, wenig, aber das reicht, um ein Trinkkrasyl zu bezahlen — bis er tot ist.

„Was,“ schrie der Seemann, „Trinkkrasyl — ? Mensch — wir haben sechs Wochen nichts wie Tee gehabt! Komm Hannes, jetzt will er uns schubsen.“

„Ja, komm, Karl,“ sagte Hannes und sie wankten in inniger Freundschaft hinaus in die Nacht und sangen falsch, aber laut, sehr laut das Lied vom roten Huhn. P. G.

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Die Milz als Schutzorgan gegen Tuberkulose. Eine Reihe von Untersuchungen, die von den Ärzten Dr. Schröder, Kaufmann und Kögel vorgenommen wurden und im Juliheft der „Beiträge zur Klinik der Tuberkulose“ veröffentlicht werden, befaßten sich mit der Rolle, die der Milz als Schutzorgan gegen die Tuberkuloseinfektion im menschlichen Organismus zugeteilt ist. Für den Verlauf und die Behandlung der meisten Infektionskrankheiten ist es von besonderer Wichtigkeit, daß sich im erkrankten Körper Gemische Substanzen bilden, sogenannte Antitoxine oder Antikörper, die ein Gegengift gegen die als Krankheitsgift wirkenden Stoffwechselprodukte der Krankheitserreger, der Bazillen, darstellen. Durch frühere Untersuchungen, die neuerdings experimentell bestätigt werden konnten, wurde bereits festgestellt, daß die Bildung der genannten Antikörper, des Gegengifts, nicht am Orte der Infektion, bei der Lungentuberkulose also in der Lunge, sondern vielmehr in den blutbildenden Organen, vornehmlich in der Milz, vor sich geht. Durch Ueberpflanzung (Transplantation) der Milz von infizierten Tieren, in denen sich schon Antikörper gebildet hatten, oder Stückchen davon auf ein anderes infiziertes Tier, erhielt das Blut dieses zweiten Tieres eine Verstärkung seiner Fähigkeit, die Krankheitserreger durch Zusammenballung auf einen Haufen (Agglutination) oder Auflösung der Bakterienkörperchen (Bakteriolyse) unschädlich zu machen resp. völlig zu vernichten. Die überpflanzten Stücke behielten ihre Wirksamkeit auch nach der Ueberpflanzung bei; weniger wirksam als Gewebestücke erwiesen sich dagegen wässrige Extrakte. Da die Milz gleichzeitig die Geburtsstätte der im Blute kreisenden Lymphzellen ist, dürften diese wohl als die Träger der Waffen gegen die Infektion, der Antikörper, anzusehen sein. Sie sind dafür bekannt, daß in ihnen ein Fett spaltendes Ferment enthalten ist, d. h. ein chemischer Körper, der, ohne selbst dabei zerlegt zu werden, imstande ist, Fett in seine einzelnen chemischen Bestandteile zu zerlegen. Da nun der Zellleib der Tuberkelbazillen aus einer lipoiden (fettähnlichen) Substanz besteht, wird durch die in den Lymphzellen enthaltenen fettspaltenden Substanzen (Lipasen) eine Schwächung der Bazillen, eine teilweise Auflösung bewirkt; sie werden gleichsam vorverdaut für die weißen Blutkörperchen, die Leukozyten, die Schutztruppe unseres Organismus, die so leichter in stand gesetzt werden, die geschwächten Tuberkelbazillen „aufzufressen“, d. h. in ihre Zellmasse (Protoplasma) aufzunehmen und durch chemische Auflösung, die einer richtigen Verdauung entspricht, zu vernichten. Aus der Tatsache, daß das fettspaltende (lipolytische) Ferment an die Zellen selbst gebunden ist, erklärt es sich auch, daß die Einverleibung kompakter, Lymphzellen enthaltender Milzstückchen ungleich wirksamer ist als die Einspritzung wässriger Extrakte, in die das fettspaltende Ferment, die sogenannte Lipase, nur sehr schwer und in geringen Mengen übergeht. Bei den einschlägigen Versuchen stellte sich ferner heraus, daß durch Einverleibung von Milzbrei normaler und noch besser solcher Tiere, die gegen Tuberkulose unempfindlich gemacht (immunisiert) worden waren, sich Heilungsvorgänge bei kranken Tieren auslösen ließen, wobei es zu einer Vernarbung der tuberkulösen Herde kam. Wenn man einen derartigen Milzbrei in den Brutschrank setzte und Tuberkelbazillen, deren giftige Wirksamkeit (Virulenz) erprobt war, dazu brachte, so wurden diese trotz der Bruttemperatur, die sonst ihrer Entwicklung und Fortpflanzung überaus dienlich ist, in ihrer Virulenz stark abgeschwächt, zum Teil sogar völlig abgetötet. Eine weitere Aufgabe der Milz ist es, dem Organismus Eisen zu erhalten. Schneidet man einem Tiere die Milz aus, so verarmt sein Blut an roten Blutkörperchen (Erythrozyten) und rotem Blutfarbstoff (Hämoglobin), die beide viel Eisen enthalten, ein Schaden, der sich nur durch genügende Eisenzufuhr von außen wieder decken läßt. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, durch eine zweckmäßige, eisenreiche Ernährung (grüne Gemüse, Spinat, Kohlrarten) zur Stärkung der Milz und ihrer Funktionen beizutragen und so dem Körper indirekt gegen Infektionen eine Hilfe zu geben.

Aus dem Tierleben.

Wieder ein Tier weniger. Der Lesern der hübschen Tiergeschichten, die Ernst Seton-Thompson in seinem Bande „Prärietiere und ihre Schicksale“ erzählt, sind diese possierlichen murmelartigen Nager wohl bekannt. Sie bevölkern die nordamerikanischen Prärien, ausgedehnte Ansiedelungen bildend, in

denen einzelne Hügel je einen Bau bezeichnen. Auf jedem dieser Hügel eines dieser gelbbraunen Tierchen aufrecht als Wache und warnt vor jeder nahenden Gefahr, um dann schleunigst im Innern zu verschwinden. Die Löcher des Präriehundes sind nämlich wie ein gerade nach unten verlaufender Trichter, befristet Seton in seiner prächtigen Geschichte von der Präriewölfin Tito. Um seinen oberen Teil wird ein hoher Rand errichtet, der als Zugang dient und auch die Sicherheit gewährt, daß der Bewacher, ganz gleich, wie er in der Eile ausgleitet, bestimmt in den Trichter rutscht und von der allbehütenden Erde aufgenommen wird. Nach außen fällt der Boden langsam nach allen Seiten ab. Alle Hügel sind je 5 bis 6 Meter voneinander entfernt und durch festgetretene Pfade miteinander verbunden. Schon bei einer Eisenbahnfahrt durch den großen Westen Amerikas gewahrt der Reisende vom Fenster des Zuges aus überall die „Prärie Dog Towns“, die „Städte“ der nach ihrer bellenden Stimme benannten Präriehunde, die in jenen Gebieten die am häufigsten vorkommenden Tiere sind, ausgenommen natürlich die Menschen. Sie nähren sich von Gras und Wurzeln und halten von Ende Oktober bis zum Frühjahr Winterschlaf in ihren Bauten, deren Eingänge sie vorher verstopfen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, doch ist die Jagd schwierig und selten ergiebig weil die getroffenen Tiere in die Löcher hinabstürzen oder von ihren Genossen in diese hinabgezogen werden. Nur wird auch für diese harmlosen Höhlenbewohner die Totenglocke geläutet: den Präriehunden droht das gleiche Schicksal, das lange vor ihnen die Herden der nordamerikanischen Wisente oder Bison betroffen hat. Das biologische Ausschicksal der Vereinigten Staaten hat nämlich, wie die Zeitungen melden, das Todesurteil über die kleinen Tiere ausgesprochen. Es wird dies damit begründet, daß die Präriehunde schlimme Feinde der Viehzucht seien, nicht nur weil diese Nager in dem Bestande von Gräsern und sonstigen Pflanzen Verwüstungen anrichten, sondern weil auch ihre umfangreichen unterirdischen Bauten in ihrem Umkreise die Vegetation zerstören und die Ernährung des Viehbestandes erschweren. Zudem ist die Vermehrung der Präriehunde in den letzten Jahren so stark gewesen, daß nunmehr das Landwirtschaftsministerium und die Forstverwaltung beschloffen haben, die merkwürdigen Tiere mit allen Mitteln auszurotten. Gegen die Stöckhaltigkeit dieser Gründe wird sich kaum etwas einwenden lassen, dennoch erfüllt den Naturfreund das den kleinen Wesen drohende Schicksal mit Bedauern. So lange haben sie im fernen Westen die einsamen Wanderer die endlose Prärie weniger einförmig erscheinen lassen; in Zukunft aber wird man den Präriehund nur noch in Menagerien und zoologischen Gärten zu sehen bekommen.

Aus dem Pflanzenreich.

Das Haupt-Kulturzentrum der Muskatnüsse, die früher ein noch mehr wie heute beliebtes Gewürzmittel waren, sind die Banda-Inseln. Hier werden sie in sogenannten Parks gezogen. In diesen Parks, von denen es auf Groß-Banda 26, auf Neira 3 und Baej oder Aj 5 gibt, stehen die Muskatnusbäume in Reihen gepflanzt und sorgfältig sauber gehaltenem Grasboden, dessen Gras stets ziemlich kurz geschnitten wird. In bestimmten Zwischenräumen sind hohe Tamarinden und Zypressen gepflanzt, um den Nusbäumen den notwendigen Schatten zu geben. Von den Muskatnusbäumen ist ein Teil, etwa ein Viertel, nicht tragend, sondern dient zur Befruchtung der übrigen; so stehen in den 26 Parks auf Groß-Banda ungefähr 220 000 tragende Muskatnusbäume und 57 000 nichttragende, zu deren Unterhaltung und Pflege 1250 Arbeiter erforderlich sind. Da die Arbeit in diesen Parks eine ziemlich schwere ist und die Bewohner der Gewürzinseln zu träge sind, sich als Tagelöhner zu vermieten, hat sich das Gouvernament genötigt gesehen, Scharen Verbannter aus den westlichen Inseln des Archipels nach den Banda-Inseln zu transportieren.

Sobald die Nüsse reif werden, beginnt das Abpflücken; hierzu bedient man sich kleiner, aus gespaltenem Bambus geflochtener, länglicher Körbe, die an einer Seite etwas weiter sind; oberhalb dieser weiteren Öffnung ist ein gebogenes Stückchen Holz oder Eisen angebracht, mit dem die reife Frucht erfaßt und abgetrennt wird, die alsdann in den an einer langen Stange befestigten Korb fällt. Diese Körbe, gait-gait genannt, sind von den Portugiesen vor länger als 200 Jahren eingeführt worden und gleichen völlig den noch jetzt in Portugal beim Pflücken der Oliven gebräuchlichen. Es wird beim Abpflücken der Muskatnüsse mit großer Strenge darauf gesehen, daß keine unreifen Nüsse gepflückt werden, noch solche mit aufgeborenen Schalen, da diese schnell wurmförmig werden. In den Parkhäusern wird die Muskatblüte abgemacht und dann in der Sonne getrocknet; die Nüsse selbst werden auf Mäckerböden gebracht, auf Latten einen halben bis einen Fuß hoch geschüttet und dann unter den Latten Holz angezündet. Nach drei Monate währendem Mäcker werden die Nüsse aus dem sie umgebenden harten Polster genommen und in die Parkhäuser gewasser, wo sie wiederum drei Monate im Kalk mit Seewasser gemischt liegen müssen. Dann werden sie sortiert und in Fässer aus Natisholz verpackt. Bevor die häufigen Erdbeben die Plantagen auf den Banda-Inseln zum Teil vernichtet, war ihr Ertrag sehr bedeutend höher. Man hat jedoch seit längerer Zeit schon auf der Südseite der Insel Ceram der Kultur des Muskatnusbäumchens besondere Aufmerksamkeit zu schenken, um so den Ausfall auf den Banda-Inseln zu beden.